



„Gemeinsam Kirche sein – aus der Kraft der Berufung“

Bischofsreferat bei den Priestertagen 2026 in Seggau

Weihbischof Mag. Johannes Freitag, MBA



Bischofsreferat 2026

Gemeinsam Kirche sein – aus der Kraft der Berufung

1 Einleitung

Liebe Mitbrüder im priesterlichen Dienst,
liebe Schwestern und Brüder in den pastoralen Berufen,

nach den Sommermonaten und der damit hoffentlich verbundenen Erholung beginnt für viele von uns ein neuer Abschnitt des Arbeits- und Kirchenjahres. **Wir richten den Blick wieder auf die Menschen und Aufgaben, die uns anvertraut sind.**

Dabei denke ich mit großer Dankbarkeit an die vielen Frauen und Männer, die in unserer Diözese ihren Dienst tun. Tag für Tag begleiten sie Menschen, verkünden das Evangelium, feiern den Glauben und schenken Zeit, Aufmerksamkeit und Hoffnung. Vieles geschieht sichtbar, vieles im Verborgenen. Aber all das trägt dazu bei, dass Kirche in der Steiermark lebendig ist und bleibt.

Wir tun diesen Dienst in einer Zeit des Wandels. So manches verändert sich – in der Gesellschaft, in den Lebenswelten der Menschen und auch in unserer Kirche. Gerade deshalb erscheint es mir wichtig, auf das zu schauen, was uns trägt und verbindet.

Was ist der Grund unserer Hoffnung? Was verbindet uns bei aller Unterschiedlichkeit unserer Aufgaben und Dienste? Und wie können wir unseren Weg als Kirche in der Steiermark gemeinsam gestalten?

Drei Gedanken möchte ich dazu mit euch teilen. Sie betreffen unsere Berufung, unsere Verbundenheit und unsere Art, miteinander Kirche zu leben. Sie führen zu einer **Haltung, die für unseren Weg entscheidend ist: dem Vertrauen darauf, dass Gott seine Kirche begleitet und auch heute mit seinem Geist erfüllt.** Vertrauen beginnt dort, wo wir uns daran erinnern, dass Kirche nicht unser Werk, sondern Gottes Werk ist.

2 Gott schenkt die Berufungen, die notwendig sind

In vielen Gesprächen begegnet mir derzeit dieselbe Frage: **Wie wird es mit der Kirche weitergehen? Die Veränderungen, die wir erleben, sind offensichtlich.** Was früher selbstverständlich war, ist es heute oft nicht mehr. Manche Entwicklungen machen uns Sorge, andere fordern uns heraus. Zugleich erleben wir Menschen, die ihren Glauben bewusst leben, Verantwortung übernehmen und sich mit großer Hingabe in den Dienst des Evangeliums stellen.

Gerade in einer Zeit des Wandels ist es wichtig, sich daran zu erinnern, worauf Kirche letztlich gründet. Sie beginnt nicht mit unseren Plänen, Konzepten oder Strukturen; sie beginnt mit Gottes Ruf. Am Anfang jeder christlichen Berufung steht nicht eine eigene Entscheidung, sondern die Initiative Gottes: „Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt.“ (Joh 15,16)

Papst Leo XIV. erinnert uns in seiner Enzyklika *Magnifica Humanitas* u. a. daran, dass viele vertraute Gewissheiten unserer Zeit brüchig geworden sind und wir neu lernen müssen, hinzuhören (vgl.



Magnifica Humanitas 8). Vielleicht ist genau dies eine der wichtigsten geistlichen Aufgaben unserer Zeit: **nicht vorschnell Antworten zu geben, sondern zunächst aufmerksam wahrzunehmen, was Gott seiner Kirche sagen möchte.** Eine der wichtigen Erfahrungen der Weltsynode war die Wiederentdeckung des geistlichen Zuhörens. Es geht nicht nur darum, einander zu hören, sondern einander wirklich zuzuhören – mit Aufmerksamkeit, Interesse und der Bereitschaft, sich vom anderen berühren zu lassen.

Gerade im Heute stellt sich die grundlegende Frage: Worauf vertrauen wir eigentlich? Vertrauen wir darauf, dass die Zukunft der Kirche von unseren Konzepten, unseren Strukturen und unserer Leistungsfähigkeit abhängt? Oder vertrauen wir darauf, dass Gott auch heute seine Kirche führt?

Die Heilige Schrift erzählt immer wieder von Menschen, die sich den Herausforderungen ihrer Zeit nicht gewachsen fühlten. Mose zweifelte an seinen Fähigkeiten, Jeremia hielt sich für zu jung, Elia meinte, allein übrig geblieben zu sein. Die Jünger Jesu erschrakten angesichts ihrer Sendung. Und doch zeigt die Geschichte Gottes mit den Menschen eine erstaunliche Konstante: Gott beruft Menschen nicht erst dann, wenn alle Voraussetzungen erfüllt sind. Er beruft sie, damit sein Werk weitergehen kann.

Darum dürfen wir mit Zuversicht sagen: Gott lässt seine Kirche nicht allein. Er schenkt ihr die Menschen, die sie für ihre Sendung braucht.

Das Zukunftsbild unserer Diözese legt uns diesen Gedanken in großer Klarheit nahe: **Gott schenkt seiner Kirche die Fülle an Berufungen, die sie braucht.** Dazu gehören Priester, Diakone, Ordensleute, pastorale Mitarbeitende und die vielen Frauen und Männer, die sich ehrenamtlich mit ihren Begabungen in den Dienst der Kirche stellen. Sie alle tragen auf ihre Weise dazu bei, dass das Evangelium Menschen erreicht. Sie alle folgen der einen, ursprünglichen Taufberufung. Berufung erschöpft sich dabei nicht in kirchlichen Diensten und Aufgaben. Gott ruft Menschen auch in ihre Familien, in ihren Beruf, in gesellschaftliche Verantwortung, in Freundschaften und Nachbarschaften. Gerade dort, mitten im Alltag, wird christliches Zeugnis sichtbar. Viele Berufungen für die Kirche wachsen aus solchen Erfahrungen gelebten Glaubens in der Welt heraus. Dieser Satz ist weit mehr als eine pastorale Hoffnung. Er ist Ausdruck eines tiefen Glaubens an die Treue Gottes. Die Kirche lebt nicht zuerst aus menschlicher Planung, sie lebt aus Gottes Ruf. Dieses Vertrauen entbindet uns nicht von der Verantwortung, selbst für Berufungen zu beten, sie zu fördern und Menschen auf ihrem Weg zu begleiten. Berufungen wachsen dort, wo Menschen Räume eröffnen, in denen der Ruf Gottes hörbar werden kann. Berufungspastoral ist deshalb nicht eine Aufgabe neben vielen anderen. Sie gehört zum Wesen der Kirche.

Dabei ist es hilfreich, nicht ständig auf frühere Zeiten zu schauen und zu fragen, warum heute manches anders ist. **Die entscheidende Frage lautet vielmehr: Welche Berufungen schenkt Gott seiner Kirche in der Steiermark?**

Der Apostel Paulus beschreibt die Kirche als einen Leib mit vielen Gliedern, wenn er feststellt: „Es gibt verschiedene Gnadengaben, aber nur den einen Geist.“ (1 Kor 12,4). Die Vielfalt der Berufungen ist daher kein Problem, das gelöst werden muss, sondern ein Geschenk, das entdeckt werden will. Jede Berufung besitzt ihre eigene Würde, jede Berufung trägt etwas bei, das keine andere ersetzen kann.

Alle Berufungen sind gleich wertvoll – aber nicht gleich. Gerade ihre Verschiedenheit macht den Reichtum der Kirche aus. In diesem Miteinander, von Gott initiiert und grundgelegt, gilt es, nicht übereinander zu dominieren, sondern sich in das Werk Gottes in aller Vielfalt zu integrieren.



Das gilt in besonderer Weise für den priesterlichen Dienst. Viele Priester tragen heute Verantwortung für mehrere Pfarren und Seelsorgeorte. Sie erleben, dass Erwartungen wachsen und Ressourcen knapper werden. Zugleich stehen Priester heute vor neuen Herausforderungen. Vieles, was Generationen von Priestern getragen hat, ist nicht mehr selbstverständlich. Die enge Bindung an eine einzige Pfarre über Jahrzehnte hinweg gehört vielerorts der Vergangenheit an. Umso wichtiger wird die Fähigkeit, gemeinsam Verantwortung zu tragen und die Sendung der Kirche mit anderen Berufungen zu teilen. Viele Priester erleben dabei auch, dass gemeinsam getragene Verantwortung nicht Verlust bedeutet, sondern Entlastung. Wo Berufungen einander ergänzen, entsteht Freiraum für das, was dem priesterlichen Dienst im Kern aufgetragen ist. Manches, was früher selbstverständlich war, muss heute unter veränderten Bedingungen neugestaltet werden. Umso wichtiger erscheint mir die Erinnerung daran, was den priesterlichen Dienst im Kern ausmacht. Das berührt die Frage nach der priesterlichen Identität und allen Herausforderungen, die damit einhergehen. Das Weiheamt gehört sakramental zur DNA der katholischen Kirche. Jedoch gilt es immer wieder reflektiert zu fragen: Was ist heute jener unverzichtbare Beitrag, den der priesterliche Dienst in das Miteinander der Berufungen unserer Ortskirche einzubringen hat?

Dabei hängt die Würde des priesterlichen Dienstes nicht an der Anzahl der Aufgaben, sondern gründet tiefer: Der Priester ist gerufen, sakramental und geistlich Christus gegenwärtig und inmitten des Gottesvolkes sichtbar zu machen. **Die Kirche braucht heute – gerade heute! – Priester, die geistliche Orientierung geben, die Menschen im Glauben begleiten, die die Sakramente feiern und die Gemeinschaft der Kirche stärken.** Der heilige Johannes Paul II. erinnert in *Pastores Dabo Vobis* daran, dass der Priester nicht zuerst Funktionsträger oder Organisator ist. Seine eigentliche Sendung besteht darin, Christus gegenwärtig zu machen und den Menschen geistliche Orientierung zu geben (vgl. *Pastores Dabo Vobis* 15).

Vielleicht braucht die Kirche heute weniger Priester, die alles selbst tun wollen, und mehr **Priester, die andere befähigen, ihre eigene Berufung zu entdecken und zu leben.** Dazu gehören menschliche Reife, die Fähigkeit zur Zusammenarbeit, Offenheit für unterschiedliche Charismen, Kommunikationsfähigkeit und die Bereitschaft, gemeinsam Verantwortung zu tragen.

Dankbar dürfen wir auf Priester aus anderen Teilen der Weltkirche blicken, die ihren Dienst in unserer Diözese versehen. Diese Unterstützung ist ein wertvolles Zeichen kirchlicher Verbundenheit und hilft uns als Ortskirche, diese Zeit der Veränderung mitzugestalten. Zugleich dürfen wir die Zukunft nicht allein unter dem Gesichtspunkt einer „priesterlichen Grundversorgung“ betrachten. Entscheidend bleibt das Vertrauen, dass Gott auch unserer Ortskirche jene Berufungen schenkt, die sie für ihre Sendung braucht. Zur Lebendigkeit einer Ortskirche gehört beides: die Offenheit für die Weltkirche und das Vertrauen, aus den eigenen Berufungen leben zu können.

Ebenso wichtig ist die Berufung der hauptamtlichen pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Sie sind nicht deshalb da, weil Priester fehlen würden. **Sie sind da, weil Gott sie ruft.** Ihre Sendung ist Ausdruck jener Vielfalt von Charismen, durch die der Heilige Geist seine Kirche aufbaut. In ihren unterschiedlichen Aufgabenbereichen – in der Pastoral, der Bildung, der Begleitung von Menschen in besonderen Lebenssituationen uvm. – machen sie Gottes Nähe erfahrbar. Gerade in einer zunehmend komplexen Welt braucht die Kirche Menschen, die den Glauben verantwortet erschließen und übersetzen können. Theologinnen und Theologen leisten dabei einen wichtigen Beitrag, die Botschaft des Evangeliums in der Sprache der Menschen von heute verständlich zu machen und unterschiedliche Texte und Positionen zu vertiefen.



Das Zweite Vatikanische Konzil erinnert daran, dass alle Getauften Anteil an der Sendung der Kirche haben (vgl. *Lumen Gentium* 30–32). Die verschiedenen Berufungen stehen nicht in Konkurrenz zueinander – sie ergänzen einander vielmehr und dienen gemeinsam dem Aufbau des Leibes Christi. Deshalb dürfen wir uns nicht als Konkurrenten verstehen, sondern als Menschen, die einander brauchen. **Niemand besitzt allein alles, was für die Sendung der Kirche notwendig ist. Wir ergänzen einander. Wir tragen einander. Wir stehen füreinander ein.** Wie die Glieder eines Leibes sind wir aufeinander verwiesen: Erst in der Zusammenarbeit, in dem Bewusstsein, Teil eines größeren Ganzen zu sein, verstehen wir, was diese Sendung bedeutet (vgl. *Presbyterorum Ordinis* 9). Wo Menschen ihre Berufung mit Freude leben, werden sie selbst zu einem Zeugnis. Sie machen anderen Mut, über den eigenen Weg nachzudenken. Nicht selten beginnt eine Berufung mit der Erfahrung: „So möchte ich auch glauben, leben oder dienen.“ Gerade das Miteinander von haupt- und ehrenamtlich Engagierten prägt heute das Gesicht unserer Kirche in besonderer Weise. Viele Menschen engagieren sich nicht einfach aus persönlichem Interesse oder privater Neigung. Ihr Einsatz ist kirchliches Handeln aus der Kraft des Evangeliums. Darin wird sichtbar, dass die Sendung der Kirche von vielen Schultern getragen wird. Diese Haltung führt uns zu einer weiteren wichtigen Einsicht: Berufung verwirklicht sich nicht nur in großen pastoralen Projekten oder besonderen Aufgaben, sie verwirklicht sich vor allem im Alltag.

Der Karmeliterbruder Lorenz von der Auferstehung, dessen Spiritualität Papst Leo besonders schätzt, hat dies auf eindrucksvolle Weise gelebt. Als einfacher Küchenbruder entdeckte er, dass die Gegenwart Gottes nicht auf besondere religiöse Momente beschränkt ist, sondern dass das ganze Leben ein Ort der Gottesbegegnung werden kann: Nicht nur das Gebet, auch das Gespräch, nicht nur die Liturgie, auch die Begegnung vor der Kirche, nicht nur die großen Entscheidungen, sondern auch die kleinen Gesten der Aufmerksamkeit und des Alltags verweisen auf Gott.¹

Kirche ereignet sich deshalb nicht nur in ihren Gebäuden und Einrichtungen. Sie entsteht auch im „Dazwischen“ des Lebens: in Familien, Freundschaften, Nachbarschaften, Vereinen, am Arbeitsplatz und überall dort, wo Menschen aus dem Geist des Evangeliums handeln. Gerade dort verbindet sich persönliche Berufung mit der Sendung der Kirche.

Vielleicht liegt darin eine wichtige Botschaft für unsere Zeit: Unsere erste Berufung besteht nicht darin, immer mehr zu leisten. **Unsere erste Berufung besteht darin, Menschen der Gegenwart Gottes zu sein und andere auf diese Gegenwart aufmerksam zu machen.**

Wenn wir so auf unsere Kirche schauen, müssen wir uns nicht von Sorgen bestimmen lassen. Die Herausforderungen bleiben real. Die Fragen bleiben anspruchsvoll, aber wir dürfen sie aus einem anderen Geist heraus angehen, nicht aus Angst, sondern aus Vertrauen; nicht aus Mangeldenken, sondern aus Dankbarkeit. Nicht aus dem Gefühl des Alleinseins, sondern aus dem Bewusstsein, dass Gott uns einander geschenkt hat. Denn die Zukunft der Kirche entsteht dort, wo Menschen ihrer je eigenen Berufung vertrauen, einander ergänzen und gemeinsam Raum schaffen für das Wirken Gottes.

„Die Freude an Gott ist unsere Stärke“ (Neh 8,10) - aus dieser ernsthaften Freude leben wir. Aus ihr heraus gestalten wir gemeinsam die Kirche von morgen. Vielleicht ruft Gott seine Kirche heute anders als vor fünfzig Jahren. Aber gerade darin kommt auch etwas zum Vorschein: Er schenkt seiner Kirche

¹ Vgl. Bruder Lorenz, Die Übung, in Gottes Gegenwart zu sein.



nicht die Berufungen einer vergangenen Zeit, sondern die Berufungen, die sie für ihre Sendung heute braucht.

Wenn wir auf unsere Kirche in der Steiermark schauen, dürfen wir deshalb mit Vertrauen auf die Berufungen blicken, die Gott schenkt. Nicht jede Berufung sieht gleich aus, nicht jeder Weg ist derselbe, aber jeder Ruf Gottes trägt etwas bei zum Aufbau seiner Kirche.

Unsere Aufgabe besteht nicht darin, Berufungen „zu machen“. Unsere Aufgabe besteht darin, Räume zu schaffen, in denen Menschen den Ruf Gottes hören und ihm antworten können. Gott hat seine Kirche in jeder Zeit begleitet. Darauf dürfen wir vertrauen.

3 Die vielen Orte des Glaubens – und die eine, gemeinsame Sendung

Gott ruft Menschen in seinen Dienst, doch keine Berufung bleibt für sich allein. Jede Berufung braucht Orte, an denen sie wachsen kann, Gemeinschaften, in denen sie gelebt wird, und Menschen, mit denen sie geteilt werden kann. Deshalb stellt sich nach der Frage der Berufung unmittelbar die nächste Frage: **Wo wird diese Berufung konkret gelebt? Wo wird Kirche erfahrbar? Wo begegnen Menschen dem Evangelium?**

Viele werden zunächst an ihre Pfarre denken. Und das zurecht. **Die Pfarre ist für die meisten von uns der erste und wichtigste Ort kirchlichen Lebens:** Hier werden Menschen getauft, hier feiern wir die Eucharistie, hier begleiten wir Menschen in ihren Familien, Beziehungen und unterschiedlichen Lebenssituationen, hier teilen Menschen Freude und Leid, Hoffnung und Sorge. Die Pfarre gibt der Kirche ein konkretes Gesicht. Vieles davon wäre ohne die große Treue der haupt- und ehrenamtlich engagierten Menschen nicht möglich. Sie tragen Verantwortung in Pfarrgemeinde- und Wirtschaftsräten, in der Liturgie, in der Caritas, in der Kinder- und Jugendpastoral, in Chören, Gruppen und zahlreichen weiteren Bereichen des kirchlichen Lebens. Immer mehr nehme ich wahr, dass Kirche am Ort dort lebendig ist, wo Menschen miteinander Pfarre sind. Die Präsenz von Hauptamtlichen allein hat nicht eine lebendige Pfarrgemeinde zur Folge.

Das Zweite Vatikanische Konzil beschreibt die Kirche als Volk Gottes auf dem Weg durch die Geschichte (vgl. *Lumen Gentium* 9). **Dieses Volk Gottes wird an konkreten Orten erfahrbar, zugleich bleibt es immer Teil jener weltweiten Gemeinschaft, die Christus selbst zusammenführt.** Die Kirche lebt immer aus der Spannung von Nähe und Weite: nahe bei den Menschen und zugleich Teil einer größeren Gemeinschaft, die Länder, Kulturen und Generationen verbindet. Ebenso erinnert das Konzil daran, dass die Kirche in den einzelnen Ortskirchen und ihren Gemeinschaften konkret Gestalt annimmt (vgl. *Lumen Gentium* 23). Kirche ist immer zugleich vor Ort sowie Teil eines größeren Ganzen. Sie lebt aus dieser Verbindung von Nähe und Weite.

Die vergangenen Jahre haben uns gelehrt, neue Wege miteinander zu gehen. **Die Seelsorgeräume sind gewachsen.** Vieles, was anfangs ungewohnt war, gehört heute selbstverständlich zu unserem Alltag. Menschen haben Verantwortung übernommen, neue Formen der Zusammenarbeit entwickelt und gelernt, über die Grenzen der eigenen Pfarre hinausblicken. Nicht alles war einfach, manches braucht weiterhin Geduld. Aber vieles ist gewachsen und trägt bereits gute Früchte.



Dabei haben wir eine wichtige Erkenntnis gewonnen: Nicht jede Pfarre muss alles anbieten. Gerade weil wir einander brauchen, können wir unsere unterschiedlichen Stärken zum Wohl aller einbringen. Nicht jede Pfarre muss jede Aufgabe allein erfüllen und nicht jede Pfarre muss dieselben Schwerpunkte setzen.

Eine Pfarre hat vielleicht eine besondere Stärke in der Kinder- und Jugendpastoral, eine andere ist geprägt von einer lebendigen Kirchenmusik. Wieder eine andere entwickelt eine besondere Kraft im caritativen Engagement oder in der Begleitung von Menschen in schwierigen Lebenssituationen. Manche Orte sind geistliche Zentren geworden, andere ermöglichen verstärkt gesellschaftlichen Dialog oder Bildungsarbeit. Die unterschiedlichen Dienste der Kirche ergänzen einander. Liturgie, Verkündigung und Caritas stehen nicht nebeneinander, sondern verweisen aufeinander und gewinnen gerade im Zusammenspiel ihre Glaubwürdigkeit.

Diese Vielfalt ist kein Mangel, sie gehört vielmehr zum Wesen der Kirche. Gott wirkt nicht überall auf dieselbe Weise. **Wie Menschen unterschiedliche Gaben und Berufungen empfangen, so entfalten auch kirchliche Orte unterschiedliche Schwerpunkte. Sie sind Ausdruck jener Vielfalt der Charismen, von der der Apostel Paulus spricht.** Wie Gott Menschen unterschiedlich beruft, so dürfen auch unsere kirchlichen Orte unterschiedliche Profile entwickeln. Das Zweite Vatikanische Konzil verwendet den Begriff der „rechtmäßigen Verschiedenheiten“ innerhalb der Kirche (vgl. *Lumen Gentium* 13). Einheit bedeutet daher nicht Gleichförmigkeit. Gerade die unterschiedlichen Traditionen, Schwerpunkte und Begabungen unserer Seelsorgeräume bereichern auf der Grundlage der Pfarren das größere Ganze.

Nicht jede Pfarre braucht einen Caritasladen. Aber jeder Mitarbeiter einer Pfarre sollte wissen, wo Menschen Hilfe finden können. Nicht jede Kirche muss Beichtkirche sein. Aber jede Region braucht Orte, an denen Menschen Versöhnung erfahren können. Solche besonderen Orte erinnern uns daran, dass unterschiedliche Schwerpunkte nicht trennen, sondern dem ganzen Volk Gottes dienen. **Nicht jeder Ort kann alles sein. Aber jeder Ort kann etwas Besonderes für das Ganze beitragen.**

Gerade hier gewinnt auch die Region eine besondere Bedeutung.

Manchmal wird gefragt, warum es neben Pfarre, Seelsorgeraum und Diözese auch die Ebene der Region braucht. Die Antwort liegt nicht zuerst in organisatorischen Überlegungen. **Die Region ist vor allem ein Raum der Verbundenheit. Sie hilft uns, über den eigenen Horizont hinauszublicken und das größere Ganze wahrzunehmen. Dabei geht es um mehr als geografische Nähe. Die Region schafft Räume der Begegnung, des Austauschs und der gemeinsamen Verantwortung. Sie trägt dazu bei, dass wir als Kirche nicht nebeneinander, sondern miteinander unterwegs sind. Sie hilft uns, die eigene Perspektive zu weiten und die Kirche als größeres Ganzes wahrzunehmen.** Die Regionen unserer Diözese werden künftig verstärkt die Qualität und Verlässlichkeit in der Seelsorge unterstützen sowie als Räume gemeinsamer Weiterbildung genutzt werden. Dies wird nur gelingen, wenn das Ordinariat, die Ressorts und Abteilungen, Regionen und Seelsorgeräume ihre jeweiligen Aufgaben noch stärker aufeinander beziehen und gemeinsam Verantwortung übernehmen. Dazu leisten insbesondere die Regionalkoordinatorinnen und Regionalkoordinatoren einen wichtigen Beitrag. Sie fördern Vernetzung, begleiten Entwicklungen und unterstützen die Zusammenarbeit über die Grenzen einzelner Seelsorgeräume hinweg.

In einer Zeit zunehmender Komplexität kann niemand alle Herausforderungen allein bewältigen. **Die Region ermöglicht gegenseitiges Lernen. Sie schafft Vertrauen zwischen Seelsorgeräumen, weitet den Horizont für das Größere, bleibt dabei aber überschaubar.** Sie fördert Solidarität und macht gemeinsame Projekte möglich. Sie hilft, Erfahrungen auszutauschen, voneinander zu lernen und



Verantwortung gemeinsam zu tragen. Gerade hier kann die Region dazu beitragen, gute Entwicklungen sichtbar zu machen, Erfahrungen weiterzugeben und Seelsorgeräume in ihrer Entwicklung zu stärken. Sie fördert Qualität, gegenseitige Ermutigung und die Bereitschaft, voneinander zu lernen.

Vor allem aber erinnert sie uns daran, dass wir Teil einer größeren Sendung sind. Die Kirche endet nicht an den Grenzen der eigenen Pfarre oder des eigenen Seelsorgeraumes. Sie lebt aus einer Gemeinschaft, die größer ist als wir selbst. Vielleicht lässt sich Kirche mit einem Mosaik vergleichen. Jede und jeder bringt einen eigenen Stein mit: die eigene Berufung, die eigenen Erfahrungen, die eigenen Gaben. Für sich allein bleibt vieles unvollständig... erst wenn wir die einzelnen Steine zusammenlegen, wird das größere Bild sichtbar, beginnt etwas von Gottes Gegenwart unter uns aufzuleuchten. Niemand von uns besitzt die ganze Wahrheit oder den vollständigen Blick auf Gottes Wirken. Deshalb brauchen wir einander. Im gemeinsamen Hören, im Gespräch und im Teilen unserer Erfahrungen kann sich Gottes Wirklichkeit einander tiefer erschließen.

In diesem Sinn kann die Region zu einem echten Erfahrungsraum einer synodalen Kirche werden. Papst Franziskus bezeichnet die **Synodalität als den Weg, „den Gott von der Kirche des dritten Jahrtausends erwartet“**.² Synodalität beginnt dort, wo Menschen bereit sind, aufeinander, auf den Heiligen Geist und auf die Zeichen der Zeit zu hören.

Vielleicht werden uns Antworten auf Fragen dort geschenkt, wo Menschen lernen, über die Grenzen ihrer eigenen Zuständigkeit hinauszublicken. Dort, wo die Freude über das Gelingen anderer größer wird als die Sorge um die eigene Bedeutung. Dort, wo wir entdecken, dass die Sendung Christi größer ist als unsere Strukturen, Zuständigkeiten und Gewohnheiten.

Die Region kann ein solcher Ort sein. Ein Ort, an dem unterschiedliche Charismen zusammenkommen, ein Ort, an dem Berufungen sichtbar werden. In der Zusammenschau unterschiedlicher Perspektiven wird sichtbar, was keine und keiner allein erkennen kann. Ein Ort, an dem Menschen erfahren, dass Kirche mehr ist als die Summe einzelner Einrichtungen, ein Ort, an dem die Vielfalt der Kirche nicht trennt, sondern bereichert.

Dabei dürfen wir auch jene Orte nicht übersehen, die oft außerhalb der klassischen Pfarrstrukturen liegen: **Krankenhäuser, Pflegeheime, Bildungseinrichtungen, soziale Einrichtungen, Wallfahrtsorte, geistliche Zentren und viele Orte christlicher Präsenz gehören ebenso zum Gesicht unserer Kirche.** Auch dort wird geglaubt, gehofft, begleitet und verkündet, auch dort entfalten sich Berufungen und wirkt Gott unter den Menschen.

Schließlich gilt dies auch für die Diözese selbst.

Die Diözese ist mehr als ihre Leitungs- und Verwaltungsstrukturen. Sie verbindet die vielen Orte kirchlichen Lebens und hält sie in der gemeinsamen Sendung zusammen. Sie ist Glaubens- und Weggemeinschaft, getragen von den Menschen, die in ihr leben und wirken. Das Konzil beschreibt die Diözese als jene Gemeinschaft der Gläubigen, die dem Bischof anvertraut ist und in der die Kirche Christi wahrhaft gegenwärtig ist (vgl. *Christus Dominus* 11). Diözese und Pfarren, Seelsorgeräume und Regionen stehen in einer engen Beziehung zueinander und bedürfen einander. Paulus bringt dies in einem einfachen Satz auf den Punkt: „Das Auge kann nicht zur Hand sagen: Ich brauche dich nicht.“

² Papst Franziskus, Ansprache zur 50-Jahr-Feier der Errichtung der Bischofssynode, 17.10.2015.



(1 Kor 12,21). Was für die einzelnen Glieder des Leibes Christi gilt, gilt auch für die verschiedenen Orte kirchlichen Lebens.

In dieser Unterschiedlichkeit wird sichtbar, was Synodalität im Kern bedeutet: miteinander unterwegs sein, aufeinander hören, voneinander lernen und gemeinsam die Sendung Christi erfüllen.

Wo Menschen ihre Berufung leben, wo Pfarren, Seelsorgeräume, Regionen, die vielen Räume christlicher Präsenz in unserer Gesellschaft und die Diözese einander ergänzen und stärken, dort wird etwas sichtbar von dem, was Kirche ihrem Wesen nach ist: eine Gemeinschaft von Glaubenden, die miteinander auf Christus hin unterwegs ist. Unterschiedlich in ihren Formen, aber geeint in ihrer Sendung.

4 Miteinander eine hörende Kirche sein

Gott ruft Menschen in seinen Dienst. Er führt sie an unterschiedlichen Orten zusammen und schenkt ihnen eine gemeinsame Sendung. Damit stellt sich eine weitere Frage: **Wie gehen wir diesen Weg miteinander?**

Wenn ich in unseren Pfarren, Seelsorgeräumen, Regionen und in verschiedenen Einrichtungen der Diözese oder der steirischen Caritas unterwegs bin, begegne ich vielen Menschen, die mit großem Herzen Kirche leben. Menschen, die Verantwortung übernehmen. Menschen, die oft mehr tun, als von ihnen erwartet wird. Menschen, die ihre Zeit, ihre Kraft und ihre Begabungen einsetzen, damit das Evangelium auch heute Menschen erreicht. Menschen, die im caritativen Dienst mithelfen, dass liturgisches Leben glaubwürdig bleibt, und Menschen, die durch Gottesdienst und Gebet dazu beitragen, dass caritativer Einsatz Christus zum Leuchten bringt und somit nicht zur Selbstdarstellung verkommt.

Und gleichzeitig weiß ich: Viele von Ihnen tragen heute Verantwortung unter Bedingungen, die nicht immer einfach sind. Die Aufgaben sind vielfältig, die Erwartungen oft hoch, die Ressourcen begrenzt. Priester begleiten mehrere Pfarren und Seelsorgeorte. Hauptamtliche Mitarbeitende übernehmen neue Aufgabenfelder. Ehrenamtliche tragen Verantwortung in einer Weise, die früher oft hauptamtlich wahrgenommen wurde.

Denn die Menschen nehmen nicht nur wahr, was wir tun. Sie nehmen auch wahr, wie wir miteinander sprechen, wie wir Entscheidungen treffen und wie wir einander begegnen.

Zuhören ist mehr als Höflichkeit

Wenn Papst Franziskus Synodalität als den Weg bezeichnet, „den Gott von der Kirche des dritten Jahrtausends erwartet“, dann beschreibt er damit keine Methode und kein Organisationsmodell, sondern eine geistliche Haltung. Zuhören bedeutet, auf Gott zu hören, aufeinander zu hören und aufmerksam wahrzunehmen, was der Heilige Geist seiner Kirche heute sagen möchte.

Wer zuhört, nimmt sich zurück. Das ist nicht immer leicht, Zuhören verlangt Geduld. Es verlangt die Bereitschaft, sich überraschen zu lassen und manchmal verlangt es auch die Demut anzuerkennen, dass die eigene Sichtweise nicht die ganze Wirklichkeit umfasst. Wer zuhört, muss nicht sofort antworten. Wer zuhört, lässt zu, dass der andere die Wirklichkeit vielleicht anders sieht. In der Bibel beginnt der Weg des Glaubens immer wieder mit dem Hören: „Höre, Israel!“ (שְׁמַע יִשְׂרָאֵל, Dtn 6,4).



Bevor Gott spricht, bevor Menschen handeln, steht das Hören. Vielleicht ist das heute wichtiger denn je. Wir leben in einer Zeit, in der viele reden und wenige zuhören. Auch wir in der Kirche sind davor nicht gefeit. Die belarussische Bürgerrechtlerin Maria Kalesnikava hat in ihrer Eröffnungsrede zu den Salzburger Festspielen 2026 dies folgendermaßen zum Ausdruck gebracht:

„Wir leben in einer Welt voller Worte, voller Meinungen und voller Informationen. Aber vielleicht verlieren wir dadurch etwas viel Wichtigeres: Die Fähigkeit, einander wirklich zuzuhören. Darin liegt für mich eine der größten Herausforderungen unserer Zeit. Demokratien geraten nicht erst dann in Gefahr, wenn Menschen nicht mehr sprechen dürfen. Sie geraten bereits dann in Gefahr, wenn Menschen aufhören, einander zuzuhören.“³

Ähnliches gilt auch für die Kirche. Gemeinschaft entsteht dort, wo Menschen bereit sind, einander zuzuhören und gemeinsam nach dem Willen Gottes zu suchen. Zuhören ist dabei kein Selbstzweck. Es hilft uns, verantwortliche Entscheidungen zu treffen. Synodales Hören bedeutet nicht, dass immer alle derselben Meinung sein müssen. Es bedeutet aber, dass Entscheidungen auf einem gemeinsamen Weg des Hörens, Beratens und geistlichen Unterscheidens wachsen.

Gute Entscheidungen entstehen dort, wo unterschiedliche Stimmen gehört werden und zugleich die Bereitschaft besteht, gemeinsam Verantwortung zu übernehmen. Gemeinschaft entsteht nicht dort, wo alle dasselbe sagen, sondern dort, wo Menschen bereit sind, aufeinander zu hören. Dieses Bild kann auch uns als Kirche helfen: Wo Menschen aufeinander hören, entsteht Gemeinschaft. Wo niemand mehr zuhört, wachsen Missverständnisse und Distanz.

Dabei machen wir alle dieselbe Erfahrung: Ein Mensch, der sich gehört fühlt, verändert sich. Ein Gespräch verändert sich. Oft verändert sich sogar ein Konflikt. **Zuhören bedeutet nicht, dass man immer derselben Meinung sein muss. Aber es bedeutet, dem anderen die Aufmerksamkeit zu schenken, die jeder Mensch verdient. Es kann mit der Bereitschaft verbunden sein, sich auf die Perspektive anderer einzulassen und somit den eigenen Blick zu erweitern.**

Christliches Zuhören ist mehr als eine zwischenmenschliche Tugend. Es ist eine geistliche Haltung. Wer zuhört, öffnet sich nicht nur für den anderen Menschen, sondern auch für die Möglichkeit, dass Gott durch den anderen zu uns sprechen möchte.

Niemand sieht das Ganze

In unserer Kirche schauen wir von unterschiedlichen Orten auf dieselbe Wirklichkeit. Priester erleben den Alltag oft anders als pastorale Mitarbeitende. Jemand in einer Pfarrkanzlei sieht andere Dinge als jemand im Ordinariat. Wer in einem Krankenhaus Menschen begleitet, begegnet anderen Fragen als jemand in einer Pfarre am Land. Jede und jeder sieht einen Ausschnitt der Wirklichkeit. Erst wenn wir unsere Erfahrungen, Perspektiven und Charismen miteinander teilen, entsteht ein größeres Bild. Wie beim Mosaik wird auch in diesem Zusammenhang das Ganze erst sichtbar, wenn die einzelnen Teile zusammenkommen.

Der Apostel Paulus beschreibt deshalb die Kirche als einen Leib mit vielen Gliedern: Wir brauchen einander. Nicht weil wir immer derselben Meinung sind, sondern weil niemand allein Kirche sein kann.

³ Maria Kalesnikava, Eröffnungsrede Salzburger Festspiele 2026 [Min. 06:48-07:28].



Vielleicht würde sich manches verändern, wenn wir einander öfter die Frage stellen: *Was meinst du damit? Wie siehst du das? Wie kommst du darauf?* Vielleicht braucht es dabei vermehrt die Haltung, nicht sofort zu urteilen oder zu bewerten, sondern das ernsthafte Interesse daran, den anderen verstehen zu wollen. Das ist keine Schwäche, sondern eine geistliche Grundhaltung.

Offen sprechen – respektvoll bleiben

Wo Menschen miteinander arbeiten, gibt es unterschiedliche Meinungen. Das war schon in den ersten christlichen Gemeinden so. Kirche lebt nicht davon, dass alle gleich denken; aber sie lebt davon, dass wir miteinander im Gespräch bleiben.

Das Zweite Vatikanische Konzil erinnert daran, dass alle Getauften Anteil am Glaubenssinn der Kirche haben und am prophetischen Amt Christi teilhaben (vgl. *Lumen Gentium* 12). Deshalb dürfen unterschiedliche Erfahrungen und Sichtweisen ausgesprochen werden. Sie sind kein Hindernis für Gemeinschaft, sondern können zu einer tieferen gemeinsamen Unterscheidung führen. Paulus formuliert dafür einen schönen Maßstab: „Wir aber wollen, von der Liebe geleitet, die Wahrheit bezeugen und in allem auf ihn hin wachsen. Er, Christus, ist das Haupt.“ (Eph 4,15)

Beides gehört zusammen: Wahrheit und Liebe.

Es gibt Situationen, in denen Klarheit notwendig ist. Probleme dürfen angesprochen werden. Kritik hat ihren Platz. Unterschiedliche Sichtweisen müssen nicht versteckt werden, aber die Art, wie wir miteinander sprechen, macht einen Unterschied: Man kann Recht haben und trotzdem verletzen und man kann unterschiedlicher Meinung sein und dennoch auf demselben Weg bleiben. Man kann Kritik äußern und trotzdem die Würde des anderen achten. **Man kann unterschiedlicher Meinung sein und dennoch verbunden bleiben. Gerade das unterscheidet uns als Kirche.**

Woran Menschen Kirche erkennen

Am Ende stellen sich Menschen die Frage: *Wie gehen Christinnen und Christen miteinander um? Ist dort etwas von dem spürbar, was sie verkünden?* Deshalb wird Kirche dort glaubwürdig, wo Menschen etwas von dieser Begegnung spüren.

Die Menschen erwarten von uns nicht Vollkommenheit. Aber sie dürfen erwarten, dass sie in unserem Umgang miteinander etwas von jener Haltung erkennen, die Jesus selbst vorgelebt hat. Jesus gibt dazu einen wesentlichen Impuls, wenn er sagt: „Daran werden alle erkennen, dass ihr meine Jünger seid: wenn ihr einander liebt.“ (Joh 13,35)

Nicht an perfekten Strukturen, nicht an großen Zahlen oder an fehlerlosen Entscheidungen, sondern daran, wie wir miteinander umgehen, werden wir Kirche und bleibt Christus unsere Mitte.

Menschen sollen in unseren Pfarren, Seelsorgeräumen, Regionen und Einrichtungen spüren, dass hier ein anderer Geist wirkt. Ein Geist des Respekts. Ein Geist des Zuhörens. Ein Geist des Vertrauens. Bruder Lorenz von der Auferstehung war überzeugt, dass Gottes Gegenwart nicht nur in außergewöhnlichen geistlichen Momenten erfahrbar wird, sondern mitten im Alltag. Vielleicht gilt das auch für unsere Zusammenarbeit. Nicht nur in der Liturgie, sondern auch im Gespräch. Nicht nur



im Gebet, sondern auch in der Begegnung. Nicht nur in großen Entscheidungen, sondern auch in der Art, wie wir miteinander umgehen.⁴

Nicht weil wir perfekt wären, sondern weil Christus unsere Mitte ist. Die Menschen erwarten von uns nicht, dass wir immer derselben Meinung sind. Sie erwarten aber, dass sie spüren können, dass wir trotz unterschiedlicher Sichtweisen miteinander verbunden bleiben. Wo Christus in der Mitte bleibt, können unterschiedliche Menschen zu einer Gemeinschaft werden, die Hoffnung ausstrahlt. Dort wächst Vertrauen. Dort entsteht Verbundenheit. Dort wird sichtbar, dass Kirche mehr ist als eine Institution. Sie wird zu einem Ort, an dem Menschen etwas von der Gegenwart Gottes erfahren können.

5 Abschluss

Wenn wir auf unsere Kirche in der Steiermark schauen, sehen wir vieles, was sich verändert. Gewohnte Sicherheiten sind kleiner geworden, neue Herausforderungen treten hervor und manches muss unter veränderten Bedingungen neu gestaltet werden. Zugleich erleben wir aber auch Menschen, die ihren Glauben mit Überzeugung leben, Verantwortung übernehmen und sich mit ihren Begabungen in den Dienst des Evangeliums stellen.

Deshalb dürfen wir mit Zuversicht auf die Zukunft blicken.

Nicht weil wir auf alle Fragen bereits Antworten hätten. Nicht weil alle Herausforderungen gelöst wären. Sondern weil wir darauf vertrauen dürfen, dass Gott seine Kirche auch heute begleitet.

Darauf haben wir in diesen Überlegungen geblickt. **Gott ruft Menschen in seinen Dienst. Er schenkt seiner Kirche die Berufungen, die sie braucht.** Unterschiedliche Berufungen, unterschiedliche Charismen und unterschiedliche Wege tragen gemeinsam dazu bei, dass das Evangelium Menschen erreicht.

Diese Berufungen entfalten sich an vielen Orten. In unseren Pfarren und Seelsorgeräumen, in den Regionen, in Schulen, Krankenhäusern, Pflegeheimen, sozialen Einrichtungen und vielen weiteren Orten kirchlicher Präsenz. Überall dort, wo Menschen aus dem Glauben heraus leben und handeln, wird etwas von der Sendung der Kirche sichtbar.

Und schließlich haben wir auf die Art und Weise geschaut, wie wir diesen Weg miteinander gehen. **Kirche lebt von Beziehungen. Sie lebt vom Zuhören, von gegenseitigem Respekt und von der Bereitschaft, einander als Schwestern und Brüder im Glauben anzunehmen.** Gerade in einer Zeit großer Veränderungen braucht es diese Kultur der Wertschätzung und des Vertrauens.

Papst Benedikt XVI. erinnert uns daran, dass am Anfang des Christseins nicht eine Idee oder ein Programm steht, sondern die Begegnung mit einer Person – mit Jesus Christus (*Deus Caritas Est* 1). Er ist die Mitte unseres Glaubens. Er ist die Quelle unserer Hoffnung. Und er ist der Herr seiner Kirche.

Nicht wir tragen die Kirche. Christus trägt seine Kirche und somit auch uns.

⁴ Vgl. Bruder Lorenz, Die Übung, in Gottes Gegenwart zu sein.



Quellen

Kirchliche Dokumente

Diözese Graz-Seckau, *Zukunftsbild*.

Heilige Schrift, *Einheitsübersetzung*.

Papst Benedikt XVI., Enzyklika *Deus Caritas Est*.

Papst Franziskus, Apostolisches Schreiben *Evangelii Gaudium*.

Papst Johannes Paul II., Nachsynodales Apostolisches Schreiben *Pastores Dabo Vobis*.

Papst Leo XIV., Enzyklika *Magnifica Humanitas*.

Zweites Vatikanisches Konzil, Dogmatische Konstitution *Lumen Gentium*. Über die Kirche.

Zweites Vatikanisches Konzil, Dekret *Presbyterorum Ordinis*. Über Dienst und Leben der Priester.

Zweites Vatikanisches Konzil, Dekret *Christus Dominus*. Über die Hirtenaufgabe der Bischöfe.

Weitere Quellen

Bruder Lorenz, *Die Übung, in Gottes Gegenwart zu sein*. Sein Leben, seine Gespräche, Briefe und spirituellen Leitsätze, Books on Demand, Hamburg 2026.

Maria Kalesnikava, *Eröffnungsrede Salzburger Festspiele 2026*, in:
<https://on.salzburg.gv.at/watch/cms1v2ht60028beex0cflxig> [aufgerufen am 27.08.2026].

Papst Franziskus, Ansprache zum 50-jährigen Bestehen der Bischofssynode, 17.10.2015, in:
https://www.vatican.va/content/francesco/de/speeches/2015/october/documents/papa-francesco_20151017_50-anniversario-sinodo.html [aufgerufen am 18.08.2026].